



[Nachdruck verboten.]

Das Haus der Schatten.

33)

Roman von Robert Koblrauß.

Frau Henninger aber eilte zu der ſchwarzen Stagère, von der ſie Georgs Photographie herabnahm, um ſie vor ſich auf den Tiſch zu ſtellen. Den Zettel breitete ſie davor aus, warf ſich auf die Kniee und küſtete zwiſchen Lachen und Weinen zuerſt das Bild und dann das Papier. „Du mußt es leſen, ſiehſt Du,“ flüſterte ſie. „Da liegt unſer Glück ja vor Dir, und jetzt, — nicht wahr, jetzt läßt Du mich nicht mehr lange allein?“

Zwölftes Kapitel.

Frau Inas erſter Gedanke war es geweſen, ſofort an Georg zu telegraphiren, aber bald fühlte ſie die Schwierigkeit, in kurzen Worten die Fülle des Geſehenen wiederzugeben. Auch klang ihr jede Depeſche, die ſie entwarf, zu kurz und zu kalt gegenüber der Wonne, die ſie erfüllte. So verzichtete ſie auf das Telegramm, predigte ſich ſelbſt Geduld und ſetzte ſich nieder, um in einem langen, von Jubel und Hoffnungsklang widerhallenden Briefe dem Geliebten zu melden, was ihr Geſchick ſo wunderbar verwandelt hatte. Sie ſagte ihm Alles, verbarg ihm Nichts; dem Manne gegenüber, dem ſie gehörte mit ihrer ganzen Seele, kannte ſie kein Geheimniß und kein Verſchweigen.

Sie wußte von ihrer eigenen Reiſe her, daß ein Brief nach Mentone zwei bis drei Tage gebrauchte und daß ſie vor dem dritten Abend keine Antwort erhalten konnte. Dieſe Antwort hatte ſie ſich telegraphiſch erbeten; für ſie bedurfte es keiner langen Auseinanderſetzung, und wenn das Telegramm nur die vier Worte enthielt: „Ich komme zu Dir,“ ſo war damit ihr Glück beſiegelt und bekrönt. Aber nun hieß es warten, die Stunden zählen, das allmähliche Vorübergleiten der Sonnenſtrahlen auf dem Fußboden verfolgen, bis ſie dann erloſchen und langſam die freudig begrüßte Dunkelheit kam, die verkündete, daß ein Tag quälender Sehnsucht dahin ſei. Wie ſchwer war es, mit dem Gefühl ſolch' hoffnungsvoller Seligkeit im Herzen ruhig dazufitzen, die Nadel zu führen oder mit glühendem Stift braune Bilder auf weißes Holz zu zaubern! Und doch, obwohl ſie wußte, daß eine Nachricht vor der beſtimmten Zeit unmöglich zu ihr gelangen konnte, wagte Frau Ina es nicht, das Haus zu verlaſſen. Es war ihr, als halte ſie damit ihr Botſchaft auf, die ſie erſehnte, als könne durch irgend ein freundliches Wunder der Zwischenraum zwiſchen ihr und dem Geliebten verringert werden, als müßten ihre ſehnsuchtsvolle Gedanken den Zug beflügeln, der ihren Brief hinuntertrug an die ſchöne Küſte des blauen Meeres.

Und wirklich: indirekt, ſeltſam und überraschend kam ihr in dieſen Tagen des Wartens eine Nachricht von Georg, von ihm und für ihn zugleich. Der Poſtbote erſchien mit einem eingeſchriebenen Packet, wie ein ſtarkes Buch in Quartform anzuschauen und an

ſie adreſſirt. Als ſie es öffnete, lagen zwei Briefe obenauf, der eine für ſie, der andere für den Geliebten beſtimmt; auf beiden aber ſtand die Firma einer großen, deutſchen Verlags-Anſtalt, die ſie als Eigenthümerin verſchiedener Zeiſchriften oft hatte nennen hören. Bevor ſie das mit Papier noch einmal umhüllte Packet weiter unterſuchte, laß ſie den Brief, der ihren Namen trug.

„Sehr geehrte, gnädige Frau!

Wir müſſen Sie freundlichſt um eine Gefälligkeit bitten, da der Verfaſſer des beifolgenden Romans uns nur Ihre Adreſſe, nicht aber die ſeinige angegeben hat. Der betreffende Herr ſandte uns das Manuſkript vor Kurzem in Begleitung eines Briefes, der offenbar in ſehr melancholiſcher Stimmung geſchrieben war. Eine Berliner Redaktion habe ihm ſeine Arbeit zurückgeſchickt, mit anerkennenden Worten zwar, aber doch mit dem Hinzufügen, daß ſie für ihre Zeiſchrift aus verſchiedenen Gründen nicht geeignet ſei. Zugleich habe ſie ihn an uns verwieſen, da der Roman vermuthlich unſeren Zwecken entſprechen werde. Nun ſchickte er uns das Manuſkript, um einen letzten Verſuch zu wagen, ohne Hoffnung freilich auf Annahme. Wenn auch wir, wie er beſtimmt vermuthete, es ablehnten, ſo wolle er es überhaupt nicht wiederſehen, ſondern bitte nur, es an Ihre Adreſſe gelangen zu laſſen. Vielleicht hat uns der eigenthümliche Brief zu raſcherer Prüfung veranlaßt, als es ſonſt geſchehen wäre; jedenfalls hat uns die Lektüre auf das Angenehmſte überrafcht. Ein ſchönes Talent und eine reiche Phantafie ſprechen aus dem Werke, das wir mit Vergnügen, und zwar recht bald, veröffentlicht werden, ſofern ſich der Verfaſſer zu einigen kleinen Veränderungen entſchließt, die wir in dem Schreiben an ihn ſelbſt näher bezeichnet haben. Von Ihnen, gnädige Frau, möchten wir nun erbitten, daß Sie dem ohne Zweifel Ihnen bekannten und erreichbaren Autor das Manuſkript baldmöglichſt zugehen ließen, damit wir in dieſer Sache mit ihm zum Abſchluß gelangen können.

Mit vorzüglicher Hochachtung zc.“

Immer lebhafter hatte Frau Henningers Herz geſchlagen, und wenn ſich ihr die Augen auch mit Thränen gefüllt hatten, als ſie von Georgs wehmüthigem Schreiben las, dieſe Thränen waren raſch wieder verſiecht, vom Sonneneinſtrahlen eines erſten Erfolges, den ſie mitführend theilte, freundlich getrocknet. Nun hielt ſie ſich für berechtigt, den Brief an den Geliebten ſelbſt zu leſen, und ſie fand darin die Beſtätigung deſſen, was ihr eben ſchon ſo freudig das Herz bewegt hatte, in noch wärmeren, herzlicheren Worten ausgedrückt. Ein anſehnliches Honorar wurde ihm geboten, zugleich die Hoffnung ausgedrohen, er werde auch in Zukunft ſeine Arbeiten in erſter Linie der Redaktion zur Verfügung ſtellen, die den vorliegenden Roman zu erwerben wünſchte. Die geforderten Aenderungen erſchienen geringfügig und wenig mühsam der Freude gegenüber, dieſe erſte Schöpfung hinauswandern zu ſehen in die große Welt.

Wie fühlte Frau Ina ſich durch den Erfolg des Geliebten gehoben, mit welch' froher Bewegung öffnete ſie die Umhüllung

des Manuscripts! Georg hatte unter falschem Namen geschrieben, wie sie es dem Briefe nach vermuthet hatte, aber sie kannte seine Schrift, und als sie die ersten Blätter gelesen hatte, fühlte sie sich freundlich und vertraut berührt, als wäre er selbst schon an ihrer Seite. Sie meinte zuweilen seine geliebte Stimme in ihrem Ohr zu hören, und sein Geist, ihr so vertraut und bekannt in jeder leisesten, zartesten Regung, sprach offen und ohne Rückhalt, wie in friedvoller Dämmerstunde zu ihrem Geiste.

Rascher, als sie es für möglich gehalten hatte, verging ihr der zweite Tag des Wartens im Lesen seines Romans. Und als sie die letzten Blätter des Manuscripts bei Seite legte, da that sie es mit der Empfindung jener stolzen Theilhaberschaft, die aus dem Gefühl einer wahren Liebe entspringt. Von jedem Glück, von jedem Erfolg des geliebten Mannes durfte sie nach der Stimme ihres Herzens einen vollen, verdienten Antheil sich nehmen; war sie doch auch bereit, Glend und Kummer, Verlassenheit und Krankheit zu jeder Stunde mit ihm zu theilen. Und nicht nur die liebende Seele mochte sich an dem Werke dankbar erfreuen, auch ihr gesundes Urtheil konnte seinem Schöpfer einen Preis aus innerster Ueberzeugung freudig gewähren. Aus diesen Blättern sprach ein Talent, noch unsicher vielleicht in Bewegung und Ausdruck, aber voll echter, erwärmender Kraft. Jetzt hatte der Geliebte das Feld gefunden, auf dem er seine besten, eigensten Fähigkeiten betheiligen und erweisen konnte, und jene Zartheit, jenes rasche Vibriren der Nerven, das ihm des Lebens Freuden oft gestört und verbittert hatte, in seinen Schriften mußte es zu einem elektrischen Fluidum werden, das in die Seele des Lesers hinüberströmte, sie bezwang und unterjochte.

Noch ganz erfüllt von goldenen Zukunftsträumen, erwachte Frau Ina am Morgen des dritten Tages. Es wurde voraussichtlich ein bewegter Tag, denn er brachte für Hildesheim die erste Aufführung des Lutherfestspiels, und fast alle Bewohner des Hauses der Schatten erwarteten ihn seit Wochen in jener wunderlichen Erregung, die das Theater in der Menschen Herzen hineinträgt. Ihr aber war diese Unruhe der Anderen willkommen, klang sie ihr doch wie ein Echo der freudvollen Unruhe im eigenen Gemüthe entgegen. Willig hatte sie sich erboten, am Abend das einsame Haus zu bewachen, um dem gesammten Personal — auch Johanne hatte sich, weil die Anderen gingen, einen freien Abend zum Besuch von Verwandten erbeten, — den Genuß des Spiels zu gewähren. Selbst Fräulein Dietzens schien von der allgemeinen Bewegung der Geister ergriffen zu sein und hatte den Wunsch ausgesprochen, der Aufführung beizuwohnen. Frau Henninger war es kein Opfer, ihr fern zu bleiben; Dilettantismus auf der Bühne hatte sie niemals gelockt, und heute hätte sie die größte Tragödie für das erwartete Telegramm des Geliebten ohne Bedenken und Zaudern dahingegeben.

Daß Karoline mißvergünstigt und ungehalten über ihr Kostüm war, konnte den Frieden und die Stille des Hauses an diesem Tage nicht vergrößern. Sie hantirte lärmend mit Feuerzange und Eisengeschirr und versicherte wiederholt: „Um dem alten Rittel lohnt sich der ganze Komödie doch nicht!“ Erst als ihre Herrin mit einigen verschönernden Zuthaten und altem Maskeradenschmuck ihrer umfangreichen Erscheinung aufhalf, glätteten sich allmählich ihre Züge, und als sie am Abend sich mit den anderen Mitwirkenden Frau Henninger, fertig kostümiert, präsentirte, da waren die Wolken vom Himmel ihrer Seele verschwunden. Mit sich selbst wieder zufrieden, erfreute sie sich neidlos nun auch an der Schönheit der beiden jungen Menschen, die sie an diesem Abend in den Gefahren des Theaterlebens beschützen sollte. Martha Bernicke und Fritz Köhler waren ihrer Obhut anvertraut

worden, seit dem vergangenen Tage nun endlich ein festverlobtes Paar. Nach Neuerts mißglückter Verhaftung war die Untersuchung gegen Köhler rasch zu Ende geführt worden; der Umstand, daß sein Gegner als Anarchist entlarvt war, hatte nicht wenig zu seinen Gunsten gesprochen, und man hatte ihm ohne Bedenken eingeräumt, daß er in der Nothwehr gehandelt habe. Nun hatte Marthas Vater keinen Widerspruch mehr erhoben, und ein kleiner, behaglicher Familienkreis, vom Duft einer wohlgefüllten Maibowle umspielt, hatte am vorigen Abend im Erdgeschloß des alten Hauses das Fest der Verlobung gefeiert.

Mit ungeheuchelter Freude hatte Frau Henninger Karolines Vorschlag aufgenommen, mit dem jungen Paar und dem Diener Karl, der als schmucker Landsknecht mitwirken sollte, — Ferdinand Elster hatte auf der Köchin Geheiß als „nicht gebildet genug vors Komödienspielen“ wieder zurücktreten müssen, — bei ihr zu erscheinen. Es war ihr ein schönes Gefühl, gerade heute, wo sie die Nachricht von dem Geliebten erwartete, den beiden endlich vereinten Menschen gegenüber zu stehen. War doch ihr eigenes Herz vom Glück so voll, daß sie meinte, auch über Andere es mit reichen Händen ausstreuen zu können, ja, sie glaubte zu fühlen, daß ihr Glückwunsch, an solchem Tage dargebracht, allein schon die Kraft haben müsse, Kummer und Unheil fern zu halten.

Mit großer Herzlichkeit ging sie den Kommenden entgegen, die ein Stückchen bunten, mittelalterlichen Lebens in ihr Zimmer hereintrugen. Sie sagte dem Brautpaar, was ihr Herz ihr eingab, küßte Martha auf die Stirn und bewunderte die schmucken Erscheinungen mit freundlichen Worten. Auch Karoline und der Diener bekamen ihren Antheil von Lob und Anerkennung, und bald erklang ein fröhliches Durcheinander lebhafter Stimmen um Frau Ina her. Sie selbst aber wurde stiller und stiller, denn ihr Blick haftete auf Marthas Gesicht und fand dort eine trübe, schwere Wolke, die zum Brautglück nicht paßte.

Mit leisen Schritten trat Frau Henninger zu der Neuverlobten heran. „Was fehlt Ihnen, liebes Kind?“ fragte sie mit gedämpfter Stimme. „Sie sehen blaß und traurig aus; wie kommt das an solchem Tage?“

„Es ist nichts,“ versicherte Martha, doch ihr bleiches Gesicht und der matte Blick ihrer Augen strafte sie Lügen.

Köhler hatte nun doch bemerkt, um was es sich handelte; er trat lebhaft herzu und sagte: „Es ist etwas, Frau Regierungsrath, und sie kann es Ihnen ganz ruhig anvertrauen.“

„Da sehen Sie's, der Mensch will immer Recht haben,“ sagte Martha, indem sie den gewohnten scherzenden Ton anzuschlagen versuchte. „Er ärgert mich zu viel, das ist Alles.“

Ihr Verlobter aber schüttelte den Kopf. „Nein, diesmal bin ich's nicht, der ihr den Silberglanz vom Gesicht und aus den Augen gewischt hat. Sie hat nämlich einen Schrecken gehabt gestern Abend, bei unserer Verlobungsfeier unten, und da kommt sie nicht drüber. Warum willst Du's denn nicht erzählen?“

„Weil ich nicht daran denken mag, — freilich thue ich's doch immer,“ entgegnete Martha, und ein Frostschauer schien sie zu überrieseln.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Victor von Scheffel über Visionen und Vorahnungen.

(Schluß.)

Ich verhehle nicht, daß die Erzählung aus dem Munde dieses Gewährsmanns tiefen Eindruck auf mich machte und die Unterhaltung begreiflicher Weise längere Zeit bei diesem Thema festhielt.

Scheffel bekundete viel Interesse dafür. Ich bin so gar nicht phantastisch und hellseherisch veranlagt, sagte er, habe auch während meines ganzen Lebens nichts Uebernatürliches wieder geschaut oder gehört, darum ist mir jenes zweite Gesicht, welches ich im Ballsaal hatte, doppelt unbegreiflich. Man wird vielleicht sagen, ein Poet ist schon von Natur ein viel sensibler und einbildungreicher veranlagtes Wesen als andere Sterbliche, dem aber kann ich ein anderes Vorkommniß, welches ein guter Freund von mir erlebte, entgegenstellen. Sein Wort bürgt mir für die absolute Wahrheit seiner Erzählung, denn Freund S. ist eine Persönlichkeit, welche jedweden Zweifel ausschließt. Eine Soldatenmatur par excellence, sehr realistisch, nüchtern und ehrlich denkend, grad aus bis zur Dürre, leicht mißtrauisch jedem gemachten Wesen gegenüber, von echter Landstuchtsfrömmigkeit, welche nicht viel Worte macht und keinen Kultus zur Schau trägt und im rechten Moment doch ein Stohgebetlein aus tiefstem Herzensgrunde stammelt.

S. war Kavallerist und ward während des Feldzugs 1870/71 besonders viel kommandirt, Jagd auf Francireurs zu machen.

Seine Umsicht, Kaltblütigkeit und oft ein an Tollkühnheit grenzender Muth befähigten ihn ganz besonders zu diesem aufreibenden und gefährlichen Dienst.

Später erzählte er mir persönlich folgendes Ereigniß:

„Es war eine warme, mondhele Nacht, als ich mit etlichen besonders zuverlässigen Leuten meiner Schwadron das Wagstück unternahm, die Stellung des Feindes auszukundschaften.

„Das Terrain war uns nur in großen Strichen bekannt; wir wußten, daß sich vor uns ein mächtig großer Wald, hinter demselben freie Wiesen und Ackerland — und angrenzend an dieses ein Gehöft befand, in welchem wir den Haupt- schlupfwinkel und die Munitionskammern der Francireurs vermuteten.

„Der Wald erwies sich jedoch tiefer und beschwerlicher passirbar, als wir dachten, und obwohl wir die menschenmöglichsten Vorsichtsmaßregeln beobachteten, wurden wir doch öfters durch Geräusche und Wahrnehmungen beunruhigt, als ob wir vom Feind umschlichen und beobachtet würden.

„Wir überlegten schon, ob es unter diesen Verhältnissen rathsam sei, bei dem hellen Mondlicht das schüßende Waldesdunkel zu verlassen, als ein heraufsteigendes Wetter den Himmel überzog und alles Licht in tiefste Finsterniß tauchte.

„Wir hatten die Listere erreicht und hielten einen Augenblick rathlos still, auf die grabesille, stockdunkle Ebene hinaus blickend.

„Der Wind fuhr rauschend durch die Baumkronen und jagte heulend über das flache Land, Regentropfen klatschten hernieder und Nachtvögel strichen mit heiserem Schrei über uns hinweg.

„Man sah nicht mehr die Hand vor Augen und es schien eine Unmöglichkeit, den Weg nach dem Gehöft aufzufinden. Schon wollte ich mich mißmuthig entschließen, den Rückweg anzutreten, als plötzlich in ziemlicher Entfernung ein Licht aufblitzte.

„Das Haus! — Hurrah — dort liegt das Haus! raunte mir ein Gefreiter zu, und ich nahm das Fernglas und forschte eifrig nach der Wahrheit.

„Richtig, das Licht schien durch Glas, — die Fensterscheibe, und verdunkelte sich zeitweise, als ob Schatten vor demselben hin und her glitten.

„Die Stube war sicherlich von Feinden besetzt.

„Wir frohlockten. Das dunkle Wetter begünstigte unsere Annäherung, der Sturm und Regen übertönte die Hufschläge, wir hatten die beste Aussicht, uns unbemerkt heranzuschleichen zu können.

„So ritten wir los, erst vorsichtig prüfend, dann, als sich der Boden als hochbegraßte, sammetweiche Wiese zeigte, dreister werdend und schärfer ausgreifend.

„So ging es eine gute Weile leise und schnell vorwärts, dann ward der Boden plötzlich härter und knirschte hie und da wie loses Geröll.

„Dennoch ritten wir scharf zu, denn das Licht rückte näher und näher und mußte nach unserer Berechnung in spätestens zehn Minuten erreicht sein.

„Auffällig schien es, daß weder Gartenland, noch Acker oder Zäune die Nähe des Gehöftes anmeldeten, doch war es wohl möglich, daß sich diese Anzeichen nach der entgegengesetzten Seite befanden, während die Front des Hauses nach der freien Seite hinausblickte.

„Das Licht stand unbeweglich und brannte inmitten des saufenden Sturmes ruhig und hell.

„Ich ritt als Erster meinen Leuten voran, den Blick starr auf die Flamme gerichtet, deren heller Schein noch mehr gegen die Dunkelheit blendete.

„Plötzlich schrak ich zusammen und zwar so jäh, daß ich ganz unwillkürlich mein Pferd zurückriß und dadurch auch die mir nachfolgenden Reiter aufhielt.

„Mit weit aufgerissenen Augen, die Haare in jähem Grausen gestäubt, starrte ich auf eine weiße Frauengestalt, welche plötzlich aus der Finsterniß auftauchte und die Arme in angitvoller Abwehr nach mir ausstreckte, — meine Mutter!

„Wahrlich und leidhaftig meine Mutter, welche doch schon seit drei Jahren daheim auf deutschem Friedhof schlummerte.

„Ich sah sie genau — jeden Zug ihres lieblichen Gesichts, ihre Augen, ihren Mund, ihre Gestalt in dem weißen Tüchlein, ganz so, wie ich sie zum letzten Mal voll verzweifeln Schmerzes angeschaut, ehe der Sarg für immer geschlossen ward.

„Und nun plötzlich stand sie vor mir in stockdunkler Nacht — im fernen Feindesland, auf einsamer Heide.

„Mutter! schrie ich auf — Mutter!

„Der Gefreite faßte mich entsetzt am Arm: Um Himmels willen — Herr Rittmeister —!

„Da zerrann die wunderfame Erscheinung vor meinen Augen. Noch einmal winkte sie mir mit allen Zeichen großer Angst zu. Zurück! Zurück! und dann umgähnte mich abermals die schwarze Finsterniß.

„Keines Wortes mächtig, faß ich im Sattel. Ich fühlte, wie das Pferd unter mir zitterte und aufschnauzend zurückdrängte.

„Herr Rittmeister . . .

„Hacert — haben Sie nichts gesehen? rang es sich endlich keuchend von meinen Lippen.

„Nein, Herr Rittmeister . . . was . . . ?

„Und Ihr Andern saht auch nichts? —

„Nein, Herr Rittmeister! flüsterte es betroffen im Kreise

„Ich richtete mich entschlossen auf. Halt! — Keinen Schritt weiter! — Es droht uns eine Gefahr. — Hacert, halten Sie mein Pferd! Ich sprang zur Erde. Lassen Sie mich ein paar Schritte vorgehen!

„Unter meinen Sohlen knirschte loses Steinicht, es bröckelte ab, und ich hörte, wie ein Stück fortrollte und dann polterte, als stürzte es einen tiefen Abgrund hinab.

„Was war das?

„Als ich unschlüssig stehe und zaudere, noch einen Schritt vorwärts zu thun, bricht der Mond mit hellem Strahl durch das Gewölk und ich blicke vor mich nieder in die gähnenden Tiefen eines Steinbruchs, während drüben, am jenseitigen Rand desselben eine Laterne aufgehängt ist.

„Eine Falle, welche uns die Francireurs gestellt haben.

„Einen Augenblick rinnt es wie kaltes Grauen durch meine Glieder, — noch zwei Schritt weiter, und wir lagen zerstückert in der Tiefe.

„Ich sprang zurück auf mein Pferd. — Kehrt! Wir sind an Steinbrüchen! rufe ich leise, und meine wackeren Reiter, welche das Entsetzliche gleich mir geschaut, reißten die Pferde herum.

„Da knattert es jenseits des Steinbruchs. Kugeln pfeifen über uns hinweg, meinem Gefreiten schlägt die eine gegen den Karabiner, dennoch hat er denselben schon an der Wade und giebt gleich uns Feuer.

„Zwei Mal schießen wir in die Dunkelheit hinein, der Mond versteckt sich wieder, wir sehen keinen Feind mehr und jagen nun durch Sturm und Regen dem schüßenden Wald wieder zu.

„Erst später, als wir wieder wohlbehalten bei den Unsern anlangt sind, überkommt mich die Erinnerung an das soeben Erlebte mit elementarer Gewalt. Ich öffne meine Brusttasche, blicke auf das Bildchen meiner lieben, seligen Mutter, preße das

Antlig darauf und weine wie ein Kind. Eine Erklärung für die räthselhafte gespenstische Erscheinung habe ich nie gefunden, nur die, daß ich schon während Lebzeiten der Mutter stets ihr Sorgenkind gewesen, über welches sie ganz besonders treu und liebevoll schützend ihre Hände gebreitet!

Soweit mein Freund, ein Mann, der nie gelogen hat, und welchem ich dieses Erlebnis Wort für Wort glaube. Möglicher Weise habe ich es Ihnen nicht mit der vollen, militärischen Genauigkeit erzählt, lieber Major, — ich bin kein Soldat! — aber die Hauptsache gab ich wohl wahrheitsgetreu wieder; sie hat mich oft beschäftigt in Gedanken und ich habe mich der seligen Bestätigung gefreut, daß auch das Grab der Mutterliebe noch keine Schranke setzt; unter vielen Tausenden ist aber wohl nur Einer, dem sich solches in Stunden höchster Gefahr und Noth offenbaret!

Jahre sind vergangen, seit Meister Scheffel mir in der Seehalde gegenüberlag und das Haupt sinnend in die Hand stützte mit der grüblerischen Frage: War's ein Spuk? — und geht es wahrlich auserwählte Menschen, welche sich mit irdischen Augen Dinge sehen, vor denen — Andern gegenüber — noch die Schatten des Todes lagern? Ist das Grab eine Thüre — und wohin führt dieselbe? Zuwo in eine Zwischenwelt, oder alljogleich vor das Angesicht des ewigen Gottes?

Expresen rauschen über der Gruft des theueren Meisters; er durchschritt die Todespforten und erhielt Antwort auf seine Frage.

Allerlei.

Wie man dem Engländer kommen muß. Wenn Engländer schwäbisch verstehen, so ist dies, namentlich auf Reisen in Italien, eine sehr schöne Sache. Daß es solche Söhne Albions giebt, das hat ein in Mailand anfassiger biederer Schwabe zu seiner hellen Freude erfahren. Herr M. machte mit seiner Gattin jüngst eine kleine Reise und dachte an nichts Böses, als urplötzlich ein baumlanges Engländer in den Eisenbahnwagen hereinlummelte und es sich nach seiner Art bequem machte, das heißt, seine langen Spazierhölzer über die gegenüberliegenden Eise und der Dame beinahe unter die Nase hob. Höflich, wie der Schwabe nun einmal ist, verjuchte es unser Landmann mit Englisch — allein der Fremde that, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. Darauf Französisch — dann Italienisch: derselbe Erfolg. Nun aber ging es unserem Schwaben wie dem Ritter im Uhländchen Liede: „Da walt dem Schwaben auch sein Blut —“, und er stülpt sich ohne Weiteres Rock- und Hemdärmel auf, unter denen ein Paar eiserne Arme sichtbar werden, wie ein richtiger Kanonier sie braucht, und fragt den Engländer nunmehr in echt schwäbischer Mundart, aber diesmal nicht verbindlich stönd: „Ob Sie Ihre Füße wegdeant? („Ob Sie Ihre Füße weghun wollen?“) Ritter Engländer gebordete dem schwäbischen Kommando mit derselben Firrigkeit wie ein geächteter Schuljunge; er wird schwerlich sobald die schwäbische Lektion verossen — auch wenn er den Wortlaut vielleicht nicht vollständig erfahrt hat.

Die „wilden Männer“. Die Kultur, die alle Welt besetzt, hat auch auf die „wilden Männer“ des preussischen Wappens sich erstreckt. Dem preussischen Wappen dienen bekanntlich als Wappenhalter zwei mit Eichenlaub umgürtete, mit dem Gesicht gegen einander gekehrte graubärtige Männer, welche sich auf den Hauptrand des Wappenschildes stützen. Auf dem großen königlichen Wappen hält der rechtsstehende Schildhalter mit dem rechten Arm die preussische, mit dem linken Arm der linksstehende die brandenburgische goldbeschaltete Standarte. Auf dem mittleren und kleineren preussischen Wappen hält mit dem rechten Arm der rechtsstehende, mit dem linken Arm der linksstehende „wilde Mann“ eine Herkuleskeule, deren dickes Ende abwärts gelebt ist. An dem neuen Abgeordnetenhaus in der Prinz Albrechtstraße ist jetzt das preussische Staatswappen, das sich inmitten der schon vor einiger Zeit aufgestellten vier allegorischen Figuren auf dem Mittelbau des Hauptgebäudes erhebt, in mächtiger Ausführung vollendet. Aber beide bärtigen Männer, welche das Wappen flankieren, stützen die umgekehrten Keulen nicht auf die Erde, sondern tragen sie auf der Schulter, auch sind die Figuren nicht nackt, sondern mit einer flatternden Gewandung umgeben, welche den Rücken vollständig bedeckt.

Einen Morgen in Kairo schildert Richard Heymann in seinem bei Karl in Dresden erschienenen Reisewerke „Von Königsberg nach Kairo“ in folgender anschaulicher Weise:

Morgens schon in aller Früh'
Wekt mich der Lärm der Straße,
Den in solchem hohen Maße
Ich bisher gehört noch nie,

Und mit leicht beschwingtem Fuße
Seh' ich mich vom Ruhebett,
Und mit Sorgfalt, Seif' und Muße
Nach' ich mich adret und nett.
Kein gekniet, wie Apoll,
Tret' ich aus des Hauses Thüre —
Blöglich stürzen sich, wie toll,
Schwarze Burchen — ihrer viere —
Auf mein glänze des Fedas,
Meine Stiefel, blank wie Spiegel,
Wollen diese Schweine-Fel
Wichien gleich zum zweiten Mal!
Raum daß ihrer mich erwehren,
Mich von ihnen kann befrei'n —
Aus den beiden Hemisphären
Stürmt und tost es auf mich ein:
Da sind Berber und Araber,
Türken, toptische Christen, Griechen,
Da sind Frucht- und Wasser-Laber,
Bettler, die auf Händen kriechen,
Da sind Händler und Hausfrier,
Schlangenbänd'ger, Banagei'n,
Affen, Zwerge, Varenführer,
Kerle, die Gemüß' auskrieh'n.
Pferde wiehern, Esel brüllen
Und Kameele zieh'n vorbei,
Frau'n, die ihr Gesicht verhüllen,
Nur die Augen bleiben frei.
Diese tiefen, schwarzen, dunkeln,
Die wie nächt'ge Sterne funkeln,
Halb verheißend, halb begehrend,
Halb verbergend, halb verwehrend.
Dort ein Füßchen, zierlich fein, . . .
Dort ein Wengel, gar nichtsmutig,
Hände, Frage, Füße schmutzig,
Bachschick beischend ohne Grund,
Hier ein Kater, dort ein Hund,
Scotch- und Englishmen und Fenier,
Levantine, Sudanese,
Beduinenscheiß, Armenier
Und auch — zweifelhafte Wesen.
Polzisten und Eumuchen,
Wildprethändler, Zauberinnen;
Kinder heulen, Bäter fluchen,
Und der Fremde kommt von Sinnen! . . .

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Das „Eden glorios“, den Benzesithron, das achte Weltwunder, so nannte Lord Byron in einem seiner begeistertsten Gesänge seines „Don Juan“ das bei Sissabon auf dem westlichen Abhange einer vulkanischen Bergkette gelegene Städtchen Cintra mit dem auf hohem Berggipfel thronenden Benha-Schlosse, das, aus der Mauerezeit stammend, von Don Fernando restaurirt und zu seiner Lieblingsresidenz gemacht wurde. In der fesselnden, poetischen Schilderung Sissabon's, die Armand Dayot in den „Hauptstädten der Welt“ (Breslau, Schlesiische Verlagsanstalt von S. Schottlaender) bietet, entwirft er auch von dem „himmlischen Cintraberg“ mit seinem „feenhaften Schlosse, mit seiner blühenden Hütle und dem Meer von Licht und Wohlgerüchen“ eine begeisterte Schilderung. „Neapel sehen und dann sterben“, empfiehlt der Italiener, Armand Dayot meint, es gäbe ein noch beneidenswertheres Geschick, nämlich: Cintra sehen und dort ewig leben! — Von diesem schönen Fleck europäischer Erde, in der doch noch die Spuren einer fremden Kultur aus vergangener Zeit uns fesseln, verlegen uns die lehrstehenden Hefte (13 und 14) der „Hauptstädte der Welt“ auf afrikanischen Boden, in eine andere Welt, deren Eigenart aber die europäische Kultur, dem Ethnographen und Künstler zum Leide, fortschreitend mindert, wie wir aus den fesselnden Beschreibungen Kairo's und Algiers durch Camille Belletan und Maurice Wahl erfahren. Noch aber ist von dem Ursprünglichen, dem Fremdartigen genug vorhanden, den nach ungewohnten Eindrücken Lüftlern zu befrüchten, und in den genannten Autoren findet diese merkwürdige Welt ausgezeichnete Interpreten. Der reiche Bilderreichtum trägt dazu bei, uns dieselbe so nahe wie möglich zu rücken. Wir finden an Wollbildern in den beiden Hefen aus Sissabon: Springbrunnen des Hieronymiten; die Forcados (Stiergefächte); die „Benha da Cintra“; aus Kairo: Efelstreben in Kairo; Tanzende Derrwische; Kaffeehaus; Kameelritt durch die Wüste; Besteigung einer Pyramide; aus Algier: Arabisches Lager; der Hassob (arabischer Märchenhelder in Algier); Arabische Gaukler; — außerdem zahlreiche Textillustrationen.